

leicht in Überschwang: öfters finden wir einen Tonumfang, der eben noch zu bewältigen ist, Melismen, die kein Ende finden wollen, weite Tonsprünge tauchen auf, die Melodik „ist häufig unruhig, unnatürlich, verworren, manchmal sogar bizarr“. Kurz, man könnte wohl am ehesten von einem Choralbarock sprechen als Endentwicklung dieser musikalischen Stilform. Der Unterschied sodann, daß die Gesänge der Heiligen im Unterschied vom Gregorianischen Choral eine sehr stark auf Tonika und Dominante basierte Tonalität aufweisen und unstrem Dur und Moll erstaunlich nahe kommen, läßt Beziehungen mit der damaligen Volksmusik vermuten. Die Motive, mit denen die Heilige arbeitet, sind nicht sehr reich und mannigfaltig und finden sich bis zur Einförmigkeit wiederholt. Die Melodien „bestehen nicht aus ausgewachsenen musikalischen Linien, aus weit und zielbewußt gesponnenen melodischen Bogen, sondern setzen sich aus kurzen Abschnitten, kleinen musikalischen Phrasen zusammen, die aneinandergereiht werden“. Mit andern Worten, es fehlen Fülle und Freiheit der musikalischen Erfindung. — Mögen noch viele so tüchtige Einzeluntersuchungen Licht in das Dunkel bringen, das über der Musikkultur jener Zeit gebreitet liegt.

Die Orgel unserer Zeit in Wort und Bild. Von Dr. Heinrich Schmidt. 2. Auflage. 8° (VIII u. 130 S.) Mit 3 Tafeln und 39 Figuren und einem Anhang über Glockenbaukunst. München 1922, R. Oldenbourg. G M 2.50.

Dieses Buch gehört zum unentbehrlichen Hausat jedes Organisten und Chorleiters. Wenn er den Organismus seines Instruments kennt, wird er als erfahrener Arzt manche Unpäßlichkeiten, die sich bei Orgeln immer einstellen, beseitigen können, ohne den Orgelbauer bemühen zu müssen. Das Buch unterrichtet gründlich über alles auf dem Gebiet des Orgelbaues Wissenswerte, über die Geschichte der Orgel, über die akustischen Grundphänomene, über mechanische, pneumatische, elektrische Orgeln und ihre Bestandteile, über Registergattungen usw. Nicht minder lehrreich ist der Anhang über die Glockenkunde, der besonders heute, wo so viele Glocken neu gegossen werden müssen, von besonders praktischem Wert ist. Wer über die Glockenkunde mehr wissen möchte, sei auf die einschlägigen Bücher Karl Walters verwiesen.

Die große Orgel im Münster von Weingarten. Eine Einführung in das Verständnis des Werkes von Franz Bärnwich. Kl. 8° (104 S.) Mit Titelbild und

10 Autotypien. Weingarten 1922, Konrad Baier.

Was das eben besprochene Buch theoretisch ausführt, wird hier durch ein eindrucksvolles Beispiel erläutert. Dreizehn Jahre lang, von 1737 bis 1750, hat der Erbauer dieser mächtigen Orgel, Josef Gabler, an dem Werke mit zwölf Gehilfen gearbeitet. Schon das Gehäuse ist ein prunkvolles Meisterwerk. Wie es um die Fenster herumklettert, ist herrlich und voll echter Barockphantasie. Der freistehende Spieltisch enthält 4 Manuale und 84 Registerzüge. An Besonderheiten, die damals beliebt waren, finden sich u. a. ein großes und ein kleines Glockenspiel, Kuckuck- und Nachtigallenruf. Die Pfeifenanzahl betrug ursprünglich 6602, nach den neuen Ergänzungen 7041. Die größte dieser Pfeifen ist fast 10 Meter lang und von einem Umfang, daß ein Mann durchschlüpfen kann, mit einem Zingengewicht von über 6 Zentner. Die kleinste ist nur $4\frac{1}{2}$ Zentimeter hoch. Daß die alte Spielmechanik bei einem so gewaltigen Werke nicht geringe Anforderungen an die physische Kraft des Organisten stellte, ist unschwer einzusehen. Dem wurde 1912 durch Einführung eines Magazinebläses mit Elektro-Ventilator abgeholfen. Josef Kreitmaier S. J.

Griechische Literaturgeschichte.

1. Demosthenes im Urteile des Altertums (von Theopomp bis Iseges: Geschichte, Roman, Legende) von Engelbert Drerup, ö. o. Professor an der Universität Würzburg. Studien zur Geschichte u. Kultur des Altertums. XII. Band. 1./2. Heft.
 2. Die Pädagogik des Sokrates als Grundlegung des humanistischen Bildungsideals, im Vergleich mit den zeitgenössischen und den modernen Theorien dargestellt von August Burk, Dr. theol. et phil., Pfarrer in Pöbneck in Thüringen. Preisarbeit der Universität Würzburg. Studien zur Geschichte u. Kultur des Altertums. XII. Band. 3./4. Heft.
- Beide Schriften: Würzburg, Selbstverlag des Herausgebers der „Studien zur Geschichte u. Kultur des Altertums“ Univ.-Professor Dr. Drerup (Hofpromenade 1).

1. Darf die Begeisterung für Demosthenes, wie sie seit den Befreiungskriegen im vorigen Jahrhundert an unsern deutschen Gymnasien gepflegt wurde, fortbestehen und der Erziehung zur Vaterlandsliebe weiter nutzbar gemacht werden? Das moralische Ansehen des gewaltigen attischen Redners liegt unter einem scharfen Angriffsfener neuerer Gelehrten. Unter

ihnen ragt der Würzburger Professor Drerup als der gefährlichste hervor. Schon während des Weltkriegs hatte er in seiner Schrift „Aus einer antiken Advokatenrepublik“ ein volles Verdikt über den Demagogen der „Gasse“ ausgesprochen und seine Verbannung aus der Schule befürwortet. Der Alarm, der damals die alten Freunde des „Fürsten der Redner“ auf den Plan rief, hat den kühnen Angreifer nicht erschreckt. Das vorliegende Werk soll seiner Stellungnahme zur Deckung dienen und die Fundamente der bisherigen Demosthenesverehrung erschüttern. Hier kommt vor allem das umfangreiche Hauptwerk von Arnold Schäfer, „Demosthenes und seine Zeit“, in Betracht.

Drerup läßt es sich nicht verdrießen, auf einer langen wissenschaftlichen Wanderung durch 1500 Jahre hindurch, von dem Historiker Theopomp an bis zu Joh. Tzetzes, dem Chilliadendichter des 12. christlichen Jahrhunderts, die griechische Literatur über Demosthenes zu verfolgen und die einzelnen Schriftsteller auf ihre freundliche oder feindliche Haltung gegen denselben sowie auf ihre gegenseitige Abhängigkeit und ihren Quellenwert zu prüfen. Ein Stück griechischer Literaturgeschichte zieht in eindringend gelehrter Behandlung aller Fragen und dabei lebendig ansprechender Darstellung am Leser vorüber. Bei der vielfachen Dürftigkeit und Lückenhaftigkeit des erhaltenen Materials gerade aus der ältesten Zeit muß sich der abwägende Kritiker oft mit einer mehr oder weniger großen Wahrscheinlichkeit oder einer bloßen Vermutung begnügen. Doch wird der miterwägende Leser durchweg den gefällten Entscheidungen zustimmen geneigt sein. Am einleuchtendsten ist die Lösung zweier wichtiger Fragen ausgefallen, die auch am eingehendsten behandelt sind, nämlich über den geschichtlichen Wert des ersten vollständig erhaltenen Demostheneslebens von Plutarch (2. Jahrh. n. Chr.) und des zweiten von Pseudo-Plutarch (aus ungewisser Zeit). Plutarch, sehr belesen und wahrheitsliebend, hat aus verschiedenen, guten und schlechten Quellen geschöpft, sie aber nicht kritisch zu scheiden vermocht. Seine Glaubwürdigkeit ist eine offene Frage. Dagegen gibt Pseudo-Plutarch aller Wahrscheinlichkeit nach nur einen Auszug aus einem Demosthenesleben des Grammatikers Demetrios von Magnesia (zu Ciceros Zeit), bei dem zwei trübe Überlieferungen, die des entstehenden biographischen Romans und die der bewundernden Demostheneslegende, zusammengelassen sind. Plutarch und Pseudo-Plutarch sind nun von Arnold Schäfer in gutem Glauben an ihre

Zuverlässigkeit in seinem Werke verarbeitet worden, woraus folgt, daß seine Darstellung nunmehr als veraltet gelten muß.

Noch weniger Quellenwert können nach Drerups weiterer Untersuchung alle folgenden Biographien beanspruchen, einzig ausgenommen Tzetzes, der uns einige Invektiven gegen Demosthenes von Alkines, Aristogeiton und Demades erhalten hat. Das Endergebnis faßt Drerup dahin zusammen, daß von zuverlässigen oder beachtenswerten Berichten zur Rekonstruktion eines echten geschichtlichen Lebensbildes, abgesehen von zeitgenössischen Nachrichten in Prosepreden und Geschichtsschreibung, so gut wie nichts übrig geblieben ist. Leider sind aber, müssen wir hinzufügen, die zeitgenössischen Historiker, von denen uns Mitteilungen über Demosthenes überkommen sind, sämtlich makedonischer Richtung; es kann deshalb nicht wundernehmen, daß ihr Urteil fast nur ungünstig für Demosthenes lautet. Und auf sie zumeist stützt sich die spätere Geschichtsschreibung. Ob darum das Historikerzeugnis, namentlich das Urteil eines Theopomp und Demetrios von Phaleron, so einwandfrei ist, wie Drerup wohl annimmt? Durch den schließlichen Mißerfolg der Demosthenischen Politik, den Untergang der äußern Macht Athens und die fabelhaften Taten und Eroberungen Alexanders d. Gr. mußte ja auch das Urteil aller Zeitgenossen zum Nachteil des unglücklichen athenischen Staatsmanns beeinflusst werden. Nur so erklärt es sich, daß das Demosthenesbild, wie eben Drerups Darstellung zeigt, in der ersten Zeit bis zur gemeinen Karikatur hinab verzerrt werden konnte und dann ganz allmählich wieder von Athen und seinen Rhetorikschulen aus menschenwürdige Formen empfing. Einzig die hinterlassenen Reden, in denen die Kraft und Kunst seines Geistes fortleben und sein politisches Denken, Streben und Ringen verewigt sind, führten den neuen Aufstieg in der öffentlichen Schätzung herbei und die von ihnen ausgehende geistige Macht ließen ihn nacheinander als den König der Beredsamkeit, den Meister der Staatskunst und Märtyrer für die Freiheit des Vaterlandes und letztlich einfach als einen Idealmenschen erscheinen, an dessen Porträt alle überlieferten Fehler und Mängel zu Vorzügen umgemalt waren.

Des Demosthenes gewaltige Redekunst erkennt auch Drerup unumwunden an; sein Charakterbild aber müsse neu gezeichnet werden, und das muß man ihm zugeben. Doch dürfte es genehmere Züge erhalten, als Drerups erster Entwurf in seinem „Kriegsbuch“ auf-

weist. In Demosthenes ist der Politiker vom Advokaten zu scheiden. Als Politiker geht er auf im Kampfe für hohe ideale Güter, er hat für Recht, Freiheit und Ehre, für die Rettung seines Vaterlandes im Kampfe gegen die struppellose Expansionspolitik des Makedonerkönigs unentwegt seine ganze Kraft eingesetzt. Wohl hat er dabei Fehlgriffe getan, Fehler begangen, aber von dieser Linie ist er niemals abgewichen, selbst nicht, so darf man urteilen, in der sonst so bedenklichen Entgleisung des Harpaloshandels. Das ist und bleibt der große Zug in seinem Charakter. Die Flecken an seinem Bilde vor der heranreifenden Jugend zu vertuschen, ist nicht nötig noch nützlich. Weder den Cicero noch den Demosthenes kann unser Gymnasium entbehren.

2. Eine zusammenfassende Darstellung der Pädagogik des berühmten athenischen Rhetors und Schulmanns Sokrates hat uns bisher gefehlt. Dieser selbst hat seine Theorie und Praxis nie in ein System gefaßt, sondern Gedanken darüber nur zerstreut in verschiedenen „Reden“ niederlegt. Sie sind die zuverlässigen und reichhaltigen Quellen gewesen, aus denen Burk, Schüler Drerups, dem auch das Buch gewidmet ist, ein sehr lehrreiches und anziehendes Bild von der Persönlichkeit und Erziehungskunst des ersten Vertreters des humanistischen Bildungsideals entworfen hat. In klaren, sichern Linien und in freundlichen Farben gehalten steht da Sokrates vor uns als Pädagog ersten Ranges, von panhellenischer, ja weltgeschichtlicher Bedeutung. Der Meister galt dem ganzen Altertum als der Typus des erfolgreichen Jugendunterrichters. Seine Schülerzahl übertraf die aller andern Lehrer zu Athen, in bester Zeit einige Duzend, aus allen Gegenden griechischer Zunge entstammend. Sokrates wurzelt ganz in der Sophistik, die bekanntlich zuerst über den Elementarunterricht hinaus eine höhere Bildung verbreitete, er hat das Gute der Richtung zur Geltung gebracht und gilt als „die reifste Frucht am Baume der Sophistik“. Was ihn dazu befähigt hat, war weder tiefe Denkkraft noch ureigene Erfindungsgabe, sondern eine empfängliche Natur, womit er alle geistigen Einflüsse und die Bildungselemente seines Volkes in sich aufnahm, dann der sichere Blick, überall das Beste auszuwählen, verbunden mit einem außergewöhnlichen Lehrgeschick, es den Schülern zu vermitteln. Dazu kam ihm noch die Kunst zu stanno, wie man gesagt, „dem immer formvollendeten Ausdruck zu geben, was die große Menge der Gebildeten empfindet und sagen möchte“. Der gefeierte Publizist konnte seine

eigenen Erzeugnisse als beste Musterbeispiele vorlegen. Leugnete er auch theoretisch als Sophist jedes sichere Wissen, so hielt er doch mit glücklicher Umsolgerichtigkeit durchaus fest an der allgemein menschlichen Überzeugung von einer höheren, alles beherrschenden und leitenden Macht über der Welt, von der Unverletzlichkeit des Sittengesetzes, vom Werte der Tugend sowie von einer sichern Vergeltung auch im Jenseits. Als Mann ernster sittlicher Gesinnung und Haltung, der selbst das gemeingriechische Laster der Päderastie verurteilte, war er ein lebendiger Protest gegen den um sich greifenden Geist der Zerfetzung und durch seine harmonische Persönlichkeit eine achtunggebietende Autorität.

Auf die drei Erziehungsmöglichkeiten, Natur, Lehre und Übung, aufbauend, setzte er mit den Sophisten sich die Geistesbildung und Charaktererziehung zum Ziele seines Unterrichts. Geistesbildung ist ihm aber nicht der (bloße) Besitz ausgedehnter Kenntnisse — er hielt auf Heraklits Wort: „Vielwissen bildet den Geist nicht“ — sondern die formale Schulung der geistigen Kräfte. Nur der ist gebildet, der in den vollen, freien Besitz seiner Geisteskräfte gelangt ist, sie zu allen Lebensaufgaben tüchtig gemacht hat. Darin besteht ihm die edle Menschlichkeit (*φιλανθρωπία*, lat. *humanitas*). Bei den Lebensaufgaben aber denkt er an das öffentliche, politische Leben. Das Wohl des Individuums wie der Mitbürger zu fördern, soll die Frucht seiner Lehrtätigkeit sein.

Mittel der formalen Geistesbildung ist nun die Rhetorik, doch mit einem so weiten Gebiet ihrer Themen und Betätigung, daß sie die wichtigsten Bildungstoffe in ihren inhaltlichen Bereich zieht und so zugleich Trägerin einer Art Universalwissenschaft wird. Maßstab der höheren Bildung ist und bleibt jedoch die Schlagfertigkeit im Denken und Reden bis zur höchsten Leistungsfähigkeit. Aber der Wille des Redners muß auf die Wahrheit und das allgemeine Beste gerichtet sein. Darum machte die Jugend bei Sokrates nicht nur eine Lern-, sondern auch Erziehungsschule durch. Die Charakterbildung steht ihm der intellektuellen Schulung keineswegs nach. Zur Aufgabe hat sie die Entwicklung und Stärkung des Willens sowie seine Hinlenkung aufs sittliche Lebensideal. So gipfelt die Gesamtbildung im allgemeinen Menschheitsideal und ist äußerlich nach dem Nutzen für die Volksgenossen bewertet.

Auf die Mittel und den Betrieb des Unterrichts im einzelnen sowie auf den Unterschied der Sokratischen Schule von ihrem Gegenpol, der Schule Platons, kann hier nicht eingegan-

gen werden, so reich auch diese Abschnitte an pädagogischer Belehrung sind. Natürlich hatte auch Sokrates seine Mängel, und der Verfasser geht nicht achtlos an ihnen vorüber, sucht sie aber, soweit möglich, zu entschuldigen: so das Verdrehen der Geschichte und der Wahrheit überhaupt zu rhetorischen Zwecken, den Wandel in der politischen Haltung, die Eitelkeit und Ruhmsucht. Andere dürfen hie und da strenger urteilen. Jedenfalls scheint die politische Bedeutung des gefeierten Publizisten zu hoch eingeschätzt zu sein. Ob ohne ihn der Gang der Ereignisse in Griechenland wesentlich anders verlaufen wäre, ist doch sehr zu bezweifeln.

Nach des Meisters Tode hatte auch seine Schule ihr Ende. Das von ihm vertretene Bildungsideal aber lebte dank seinen Schriften fort; doch die Rhetorik wahrte in den Philosophenschulen als Bildungsmittel nur noch eine propädeutische Stellung bis zum Wiedererblühen in Attika und in der zweiten Sophistik, wo aber Demosthenes als der Redner κατ' ἔξοχην unbestritten die Herrschaft behauptete. In Rom kam unter günstigen Verhältnissen der Sokratische Gedanke wieder zur vollen Geltung. Cicero ist sein glänzendster Ver-

treter, und Quintilian hat diese römische rhetorisch-humanistische Bildung ins System gebracht. Auf ihn griff die humanistische Richtung der Renaissance zurück, die in unserm humanistischem Gymnasium bis heute noch segensreich nachwirkt.

Mit Recht bemerkt Burck am Schlusse seiner gründlichen Arbeit: „Es ist eine ganz verkehrte Vorstellung, als ob die humanistische Bildung überlebt sei, oder als ob sie mit einer veralteten Methode arbeite. Schauen wir doch auf Sokrates, den heute noch modernen praktischen Schulmann des Altertums, der in seiner Zeit das leuchtende Vorbild einer humanistischen Bildung und Erziehung aufgestellt hat. Er kann auch heute noch, nach mehr als zweitausend Jahren, auf zahlreichen Gebieten unseres Schulwesens uns vorbildlich sein im Stoffe wie in der Methode, in den Fragen des Unterrichts wie in der Erziehung, für die Forderungen des Arbeitsunterrichts und der Arbeitsgemeinschaft. Möge er vor allem in der Frage der Bildung zur φιλαδελφία, zur edlen Menschlichkeit, den berufenen Bildnern des deutschen Volkes ein Ratgeber sein.“

Roland Herkenrath S. J.

Umschau.

Im Irrenhaus der Kunst.

Das Wort „Konstruktivismus“ kennen unsere Leser aus dem Umschaubeitrag „Aphoristik als Zukunftsstil“ im letzten Juniheft dieser Zeitschrift. Man möchte vorerst vermuten, es werde damit eine Sache bezeichnet, die dem Bereich der Technik angehört. In Wirklichkeit ist es aber ein Verfallsprodukt des Expressionismus, also eine künstlerische Angelegenheit. Die Konstruktivisten wollen ihren Ruhm darein setzen, die Schwingungen der Menschenseele in ihrer abstraktesten Allgemeinheit durch geometrische, verschiedenfarbige Formen im Kunstwerk festzubannen. Sie stellen sich damit in Gegensatz zu dem psychologischen Expressionismus, der gerade im Vergleichen und Verfassen individueller Empfindungen sein Ziel suchte.

Von welcher Art diese Kunst nun ist, kann man nirgends besser sehen als im Berliner Glaspalast am Lehrter Bahnhof, wo gegenwärtig die „Grobeka“ — Kurzname für „Große Ber-

liner Kunstausstellung“ — beherbergt ist. Wer sie geschaut hat, wird die Ausdruckskraft des Kurznamens bewundern, die sich in seinen zwei ersten Silben offenbart.

Was die Ausstellung diesmal besonders erniedrigt, sind die Säle, — ich habe deren nicht weniger als neun, darunter beträchtlich große, gezählt — die man der sog. Novembergruppe eingeräumt hat. Warum sich diese Gruppe nun gerade Novembergruppe bezeichnet, ist für die Weltgeschichte entschieden belanglos. Vielleicht will es nur eine Anspielung auf die Revolution sein; ich glaube aber, daß selbst der grimmigste politische Revolutionär wenig Begeisterung für diese neuen Brüder aufbringen dürfte. Oder haben diese Künstler an die Novemberstürme gedacht? Aber von Sturm ist nirgends etwas zu spüren, nicht einmal von einem leisen Windhauch. Jedenfalls ist der Name insofern nicht übel gewählt, als die Temperatur in diesen Sälen ebenso kalt und frostig ist wie im November. Mit dem November neigt sich ferner